

Hauptschulamt und Pädagogische Hochschule

Wildangel stellte mich mit Wirkung vom 1.1.1951 im Hauptschulamt als Fachschulrat für Geschichte ein. Die mit dieser Bezeichnung mir zugeteilte Aufgabe war weder mir noch ihm so deutlich, daß sie auch nur einigermaßen sauber definiert werden konnte. Aber das störte mich zunächst überhaupt nicht. Zum ersten war ich den Druck los, den ich um so lästiger empfand, als meine Zweifel an der Ernsthaftigkeit der Vorwürfe wuchsen. Zum anderen sehnte ich mich nach einem menschlichen Umfeld, in dem Wichtigtuer keine Chance und gestandene Persönlichkeiten das Sagen hatten. Darum hatte ich schon von Anfang an Ernst Wildangels Nähe gesucht. Er kam von der Weimarer Reformpädagogik und hatte sich bereits unter Fritz Karsen in dessen Neuköllner Karl-Marx-Schule die ersten Sporen verdient. In der Nazizeit nutzte er einen längeren Parisaufenthalt, um als Professor N. zusammen mit dem bereits emigrierten Schriftsteller Maximilian Scheer 1937 die entlarvende Schrift "L'école hitlérienne et l'étranger" herauszugeben. Nach 1945 war er der entschiedenste Verfechter des progressiven demokratischen Einheitsschulgesetzes, das schließlich am 13.11.1947 in der Berliner Stadtverordnetenversammlung mit überwältigender Mehrheit angenommen wurde. Sein Standvermögen war beeindruckend: Schwierigkeiten umging er nicht, sondern nahm sie am liebsten frontal an; abweichende Meinungen hatten nur dann eine Chance, wenn sie mit der ihm adäquaten Entschiedenheit verfochten wurden. Kurz und gut, er war ein ganzer Kerl, eine beeindruckende Persönlichkeit. Sein bevorzugter Arbeitsplatz war nicht der Schreibtisch; er studierte die Probleme immer vor Ort, in der Praxis. Dazu brauchte er Begleiter, mit denen er sich beriet; sie mußten neben erwiesener pädagogischer Begabung eine bestimmte Fachkompetenz besitzen, über die er selbst als Neuphilologe nur in Grenzen verfügte. So sah der zweifellos interessanteste Teil meiner Tätigkeit als Fachschulrat für Geschichte aus. Wenn er als Hospitant auf schwache Leistungen eines Fachlehrers stieß, hatte der Fachschulrat zu demonstrieren, wie es besser laufen könnte. Wildangels Anerkennung für eine solche Leistung blieb immer wortkarg, aber sie besaß großes Gewicht. Als Fachschulrat für Mathematik holte er sich den damals noch jungen Herbert Titze, der später republikweit die Mathematikolympiade aufbaute. Der dritte junge Mann, auf den er irgendwo stieß und den er an sich zog,

war Günther Mielis; Jahre später leitete er die Wilhelm-Pieck-Schule und verweigerte Anfang 1958 der geforderten Verurteilung Karl Schirdewans durch das Politbüro seine Zustimmung, den er nur als vorbildlichen Elternvertreter kennengelernt hätte. Mielis nahm den Hinauswurf aus der Schule in Kauf; hier stand auch Wildangels Mannesmut Pate.

Ich betrachtete es als ein persönliches Unglück, daß dieser ungestüme und mitreißende Mann, ganze 61 Jahre alt, nach kurzem Krankenhausaufenthalt am 6. Mai 1951 plötzlich verstarb. Das Hauptschulamt hatte seinen Platz in zwei Resthäusern am Schinkelplatz Nr. 3-4 gefunden, die den Krieg noch einigermäßen überstanden hatten, und machte selbst nicht viel her. Aber die Friedrich-Werdersche Kirche zur Linken und die einstige Bauakademie zur Rechten - beide nach Schinkels Entwürfen errichtet und jetzt ausgebrannt - gaben ihm dennoch einen bemerkenswerten Rahmen; dazu gesellte sich winzig klein zwischen beiden der aus rotem Sandstein von Hugo Lederer erbaute Bärenbrunnen, obwohl auch er böse Schrammen abbekommen hatte. Ich liebte diese Örtlichkeit mit seinem Haus Nr.3-4 inmitten, in dem Paul Singer als Kopf der Berliner Arbeiterbewegung rund vier Jahrzehnte gewohnt hatte und das jetzt dem Hauptschulamt seine Anschrift lieh. Ich träumte von einer künftigen Wiederherstellung des Ensembles - Lederer hatte das Glück und auch Schinkels Kirche; seine großartige Bauakademie jedoch wurde das Opfer hirnloser Barbaren, die um der Baufreiheit willen für eine moderne Scheußlichkeit den Abriß durchsetzten. Für mich nahm der Tod Wildangels dem Schinkelplatz ein Stück seiner Seele. Den Rest besorgte die Verlegung des Hauptschulamtes in den Betonklotz des Berlinhauses am Alexanderplatz, wo wir mit anderen Ämtern der Stadt unterkrochen. Gewiß, wir hatten auch hier unser Tun, und die Zusammenarbeit mit Erich Hutzelmann bei Überlegungen zur Methodik des Geschichtsunterrichts ist mir noch heute in bester Erinnerung. Der schließlich gefundene Nachfolger Wildangels - Wilhelm Schneller - war ebenfalls so übel nicht. Sein Bruder war Ernst Schneller, ein Lehrer, Offizier im 1. Weltkrieg, zunächst Sozialdemokrat, dann Kommunist und als solcher ein herausragender Militärpolitiker und Parlamentarier, der die gesamte Nazizeit hinter Kerkermauern verbrachte und 1944 in Sachsenhausen ermordet worden war. An Wilhelm Schneller imponierte mir, daß er sich nie mit seinem Bruder schmückte; er lehnte es ab, seine eigene antinazistische Gesinnung als Widerstand zu bezeichnen. Aber Wildangels Dynamik ging ihm ab.

Ich hielt Ausschau nach einer geeigneten Möglichkeit des Absprunges von der Verwaltung in die praktische Lehrtätigkeit. Sie bot sich überraschend schnell und hatte den Vorzug eines sanften Überganges, der niemanden verletzte. Bevor Schneller in das Hauptschulamt kam, hatte er in der Schönfließer Straße Nr.7 der einst von Blume aus der Taufe gehobenen Pädagogischen Hochschule von Groß-Berlin vorgestanden, die jetzt von Dr.Peter Sturm geleitet wurde, einer aus der alten Garde der Reformpädagogien. Am 30. September 1951 endete meine Zeit als Fachschulrat für Geschichte; eine Woche zuvor jedoch hatte mich schon der folgende Bescheid erreicht: "Hiermit berufen wir Sie mit Wirkung vom 1. Oktober 1951 als Dozent für das Fach Geschichte (Abt.IV) an die Pädagogische Hochschule Groß-Berlin. Ihre Pflichtstundenzahl beträgt 12 Stunden wöchentlich." Außer Sturm hatte auch Schneller als Stadtschulrat unterschrieben. Diese Berufung wurde für mein gesamtes weiteres Leben in jeder Hinsicht schicksalhaft.

Diese Aussage schließt den privaten Bereich ausdrücklich mit ein. Meine erste Ehe, 1940 mit Fridel Seeger geschlossen und mit der Geburt der Tochter Petra entschieden bekräftigt, scheiterte, obwohl sie in der Zeit des Krieges mit ihren schweren Prüfungen - Verhaftung, Zuchthaus, Moorklager, Bewährungsbataillon und Kriegsgefangenschaft - über ein halbes Dutzend Jahre hinweg für mich eine unverzichtbare und ungetrübte Daseinsform darstellte. Zweifellos habe ich bei der andauernden Trennung das künftige Zusammenleben mit einer Unmasse Illusionen befrachtet, die vom Partner abstrahierten und ihm nicht gerecht werden konnten. Als ich im Herbst 1946 nach Berlin zurückkehrte, fand ich alle meine Angehörigen wieder. Die ausgebombten Schwiegereltern hatten sich bei Fridel und Petra in der Schöneweider Straße 7 einquartiert, und als ihr Bruder von den 999ern aus Ägypten zurückkam, waren wir in der eineinhalb Zimmer großen Wohnung sechs Personen; wir jungen Leute schliefen auf der Erde, da weder Betten noch Raum zum Aufstellen von Betten vorhanden waren. Für Petra blieb ich naturgemäß lange Zeit ein Fremder. Als anerkanntes Opfer des Faschismus gelang mir schließlich ein Wohnungstausch in die Neuköllner Friedelstraße 55, wo drei Zimmer uns mehr Luft ließen. Allerdings dominierten die Lebensgewohnheiten der Schwiegereltern auch hier in einem Maße, daß ich Anfang 1947 die Möglichkeit, auf die Insel Scharfenberg auszuweichen, mit beiden Händen ergriff, um endlich ein eigenes Familienleben zu führen. Ich war felsenfest davon überzeugt, daß dies glücken würde; die Geburt unseres Sohnes Timm im Jahre 1948 bekräftigte es. Selbst die zwangsweise Beendigung

meiner Scharfenbergër Laufbahn Anfang 1949 hatte nur vorübergehend die erneute Zusammenführung der Großfamilie in der gemeinsamen Neuköllner Wohnung im Gefolge, denn mit der Übernahme der Leitung des Hauses der Kinder drängte die sowjetische Seite auf meine Übersiedlung in den Ostsektor, die dann auch schon im Frühjahr nach Lichtenberg erfolgte - zunächst in die Parkaue 35, von der wir später in die nahe Normannenstraße 15 wechselten. Trotz der günstigen äußeren Bedingungen kam es zu keinem gedeihlichen Zusammenleben zwischen uns Eheleuten; was den letztlich unvermeidlichen Bruch immer wieder hinauszögerte, war einzig und allein die Existenz unserer beiden Kinder. Der Frau, die dann mein ganzes Hoffen und Sehnen erfüllte und heute mit mir schon über ein Menschenalter die Ehe führt, begegnete ich an der Pädagogischen Hochschule.

Die andere für meine Gesamtentwicklung wesentliche Weichenstellung nahm hier ebenfalls ihren Ausgang: Die Zahl meiner Pflichtstunden war so gering bemessen, um ihre gründliche Vorbereitung möglich zu machen; ich kam dieser Pflicht vornehmlich in der Weise nach, daß ich mich als Schwarzhörner in die Alma Mater Berolinensis einschlich und ausgesuchte historische Vorlesungen mithörte. Mir liegen noch heute Mitschriften vor, die ich bei den Vorlesungen von Alfred Meusel zur Allgemeinen Geschichte von 1642- 1789 und von 1789- 1815 angefertigt habe. Am 1. Oktober 1951 hatte ich den Dienst in der PH anzutreten, und am 4. Oktober ist meine erste Mitschrift bei Meusel datiert. Meusel sprach druckreif und hatte außerdem noch den Vorzug, mit seinem Stoff nie fertig zu werden. Das Ergebnis war keine Überblicksvorlesung, sondern eine gründliche Geschichte der englischen Revolution, die er mit Cromwells Tode am 3. September 1658 schließen ließ, bzw. der Französischen Revolution bis zum Thermidor. Ich schnupperte wieder dieselbe Luft in den selben Räumen wie vor über zehn Jahren und fühlte mich sogleich außerordentlich heimisch, trotz und weil sich mancherlei geändert hatte. Die Kriegszerstörungen vor allem im Nordflügel des Gebäudes machten mich traurig, aber daß es an der Stirn nicht mehr den Namen des Friderici Guilelmi III., sondern den der beiden Brüder Humboldt trug, stimmtem mich zuversichtlich; und daß der Pesthauch des Nazismus verflogen war, kam einem Geschenk des Himmels gleich.

Die Cromwell-Vorlesung Meusels weckte in mir vorübergehend sogar den Gedanken, die unter A. O. Meyer vor einem Dutzend Jahren begonnenen Vorarbeiten zur Promotion wieder aufzunehmen. In der Tat hätte dies

jedoch den Neuanfang bei Null bedeutet, denn das von mir damals fleißig zusammengetragene und vorsorglich ins Isergebirge ausgelagerte Material war restlos verloren gegangen, und unsere einst reichlich bestückte Staatsbibliothek Unter den Linden hatte die von mir benutzte Streitschriftenliteratur ebenso restlos eingebüßt. Im übrigen erwartete mich in der Schönfliesser Strasse 7 die Erfüllung einer anderen Aufgabe.

Meine Berufung an die PH für das Fach Geschichte bezog sich ausdrücklich auf die Abteilung IV, unter der damals die für das 10.- 12. Schuljahr vorgesehene Berufsschulpädagogik zusammengefasst war. Als Abteilungsleiter fungierte Frau Professor Helene Overlach zusammen mit ihrem Stellvertreter Professor Wolfgang Huth, der den naturwissenschaftlich-technischen Bereich abdeckte; Frau Overlach hatte im wesentlichen nur eine bedeutsame politische Vergangenheit aufzuweisen, die für sie sprach: Sie gehörte vor 1933 als Mitglied dem Zentralkomitee der KPD an. Blume hatte um der Einheitlichkeit des künftigen Lehrerstandes willen die 1946 erfolgte Einbindung der Berufsschulpädagogik in die PH durchaus begrüßt, aber auch von den damit verbundenen "kolossalen Schwierigkeiten" gesprochen, die nur schrittweise in Jahren überwunden werden könnten. Als ich zur PH kam, beschäftigte die Abteilung IV mit über 500 Studenten neben zwei Dutzend hauptamtlichen Dozenten noch dreimal so viele Stundenlehrkräfte, um die klaffenden Lücken zu schließen. Praktische pädagogische Übungen, mathematische Sonderkurse zur Stärkung der wissenschaftlichen Grundlagen, Pflege des deutschen Stils, Politökonomie und Betriebswirtschaftslehre, Probleme der Gegenwart und didaktische Fragen standen dabei obenan. Für die Geschichte blieb da nicht viel übrig; ihre Darstellung bewegte sich im Zeitraum vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende des 19. Jahrhunderts und wurde zur Hebung der Allgemeinbildung angeboten. Die Studierenden - alles in allem gestandene Frauen und Männer mit Lebenserfahrung - nahmen sie zur Freude des Dozenten auch so an; davon überzeugte sich selbst die bei mir hospitierende Chefin Overlach, wenngleich sie bei meiner mit sehr viel Kreide sehr anschaulich gemachten Darstellung der Eigentumsverhältnisse und wechselseitigen Abhängigkeiten im Rahmen eines feudalen Fronhofs ein kleines Nickerchen eingelegt hatte.

Mit meinem Fach stand ich ziemlich einsam im Kreise der Dozenten und fühlte mich auch so. Das galt nicht nur für den engen Bereich der Berufsschullehrerqualifizierung; in den beiden anderen großen Abteilungen I und II, die die Fach- und Unterstufenlehrer der allgemeinbil-

denden Schulen ausbildeten und zusammen auch über 500 Studierende zählten, sah es nicht viel anders aus. Hier deckten zwar die rund 30 hauptamtlichen Dozenten im wesentlichen den Bedarf ab, so daß selten auf Stundenlehrkräfte zurückgegriffen werden mußte; aber dennoch traf ich im Aufenthaltsraum der Dozenten nur auf ein einziges bekanntes Gesicht, nämlich auf Hans Löffler, der mir vier Jahre zuvor auf Scharfenberg die zweite Lehrprüfung mitabgenommen hatte und jetzt der Abteilung II vorstand. Mich kennzeichnete eine aus meiner Unsicherheit geborene übergroße Zurückhaltung, die mich ebenso arrogant wie befangen erscheinen ließ. Ziemlich hilflos beneidete ich die junge Kollegin um ihren offensichtlich problemlosen Umgang mit den anderen, mich eingeschlossen, den sie mit klaren, norddeutsch gefärbten Worten, einem festen Händedruck und freundlichen Gesichts begrüßte. Sie bewegte sich anscheinend auf völlig vertrautem Grund und bereitete ihren Weg zur Schule vor: Zunächst nahm sie ihren weinroten Schal, trat vor den kleinen Spiegel im Dozentenzimmer, legte ihn über das Haupthaar und verknötete ihn mit wenigen Griffen zu einem Turban, dessen Sitz die Ohren nur halb bedeckte und das Stirnhaar frei ließ. Dann kam das kleine Halstuch an die Reihe. Schließlich griff sie sich den aus demselben Stoff wie der Schal gefertigten, also ebenfalls weinroten Wintermantel, in den sie so schnell hineingelangte, daß jeder Idee einer männlichen Hilfeleistung schon im Moment ihrer Entstehung ein Ende gesetzt war; die großen Knöpfe schlossen den Mantel von unten nach oben bis an den weiten Kragen. Flinke Hände überprüften noch einmal, ob alles seinen ordentlichen Sitz hatte. Dann griff sie zur Aktentasche, blickte freundlich in die gesamte Runde und verabschiedete sich von allen mit einem vernehmlich geäußerten „Auf Wiedersehen“.

Nach einigen ähnlichen Begegnungen bekam ich immerhin soviel mit, daß sie auf den Namen Edith Korth hörte und in der Abteilung II als Dozent für Didaktik tätig war. Sicher ließ sich über Ziele, Inhalt, Prinzipien, Regeln und Methoden des Unterrichts beliebig schwätzen, aber ohne unmittelbare Praxisnähe lief da nichts. Um beispielsweise die naturgegebenen Probleme mit der Bruchrechnung im Grundschulunterricht zunächst überhaupt mitzubekommen und dann damit fertigzuwerden, waren Hospitationen in den Schulen für den Studierenden unabdingbar und von Dozenten vorgeführte Lektionen zumindest wünschenswert. Das setzte beträchtliche organisatorische Vorarbeiten voraus, um den normalen Schulunterricht nicht nur nicht zu stören, sondern ihn nach Mög-

lichkeit sogar zu beleben. Darüber kann ich jetzt ganz Vernünftiges sagen, nicht jedoch schon damals als debütierender Dozent an der PH, der noch nie in der Unterstufe unterrichtet hatte. Edith Korth, lebhaft wie immer, nahm im Dozentenzimmer diesmal Kurs auf den Mathematiker Porsche, einen älteren Jahrgang mit unwahrscheinlich schlechten Zähnen, die ein Lehrer sich eigentlich nicht leisten durfte. Mit ihrer klaren, immer vernehmlichen Stimme ließ sie ihn wissen, daß sich Studenten über ihn beschwert hätten, weil der Bezirk Lichtenberg auf diese studentischen Hospitationen überhaupt nicht vorbereitet war. Porsche versuchte, sich herauszureden, und Edith Korth forderte meine Unterstützung, um den Uneinsichtigen zur Einsicht zu bewegen. Ich reagierte ziemlich hilflos, weil ich den Zusammenhang zwischen Porsche und Lichtenberg nicht verstand. Sie ließ von mir wie von einem Lahmen ab, was mir ausgesprochen peinlich war. Meinen Mißmut jedoch zog nicht sie, sondern Porsche auf sich, der ohnehin in dem Ruf stand, statt Mathematik Porschologie zu lehren.

Die marginale Rolle, die die Geschichte bei der Ausbildung der Berufsschullehrer (Abt. IV) spielte, reduzierte sich auf Null bei den Unterstufenlehrern (Abt. II); für die Fachlehrerausbildung (Abt. I) war sie zwar unabdingbar, aber keineswegs ausreichend präsent. Vor mir wirkte Dr. Heinz Reinherz - ein immens belesener und wissensreicher Autodidakt, der die Nazizeit gleichsam hinter seinen Büchern verborgen als Jude überlebt hatte. Er war noch vor meinem Start an die Universität übergewechselt, aber hielt seine Hand weiterhin über die beiden Abiturienten in der Abt. I Arno Hochmut und Heinz Karl, die fachlich sehr gut einschlugen und sich potentiell zu künftigen Mitarbeitern der PH entwickeln konnten. Ich blieb mit meiner Geschichte buchstäblich auf mich allein gestellt und vermißte die Möglichkeit des Austausches von Erfahrungen, aber nutzte wiederum die relative Ungebundenheit, um meine intensiven Beziehungen zur Universität ungescheut zu pflegen. Bei anderen Disziplinen sah es sehr viel besser aus: Die Pädagogen/Didaktiker bildeten eine festgefügte Arbeitsgruppe unter der Leitung von Werner Hagemann, der zugleich der Betriebsgewerkschaftsleitung vorstand, so daß er Edith Korth mit seiner Stellvertretung in der Gruppe betraute. Es gab dann noch den Hans Kloss, den Walter Volkmann, den Fritz Zielke oder die Waltraut Leschinsky und Edith Springer, um nur die wichtigsten zu nennen - alles gestandene Pädagogen. Im Fach Deutsch sammelte Paul Joecks über ein halbes Dutzend Kollegen um sich, darunter die schon betagte Dr. Hedwig Lutter, die von der Theaterwissenschaft kommende Dr. Rosine Calsow und

den sehr begabten Abiturienten Reinhard Weissbach, obwohl er noch ein Studierender war. Grosses Ansehen genoß der alte Franz Hajtai, Jahrgang 1878, als ungarischer Intellektueller schon ein Leben lang Propagandist des Marxismus und aufmerksamer Tutor seiner jungen Kollegen wie Günther Skalecki oder Fritz Gericke. Um Dr. Lotte Winter fanden sich die wenigen Psychologen zusammen, um den schon etwas betagten Alfred Born die Geographen.

Einem guten Teil der Genannten begegnete man in den monatlichen Parteiversammlungen, die sich in der Regel mit tagespolitischen Problemen beschäftigten, den mangelnden fachlich-inhaltlichen Zusammenhang also nicht wettmachen konnten, aber doch einer größeren Vertrautheit untereinander zugute kamen. Zweifellos hatte der III. Parteitag der SED vom Juli 1950 - der erste nach der Gründung der DDR - mit dem wirksamen Slogan "Von der Sowjetunion lernen heißt siegen lernen!" eine Weiche gestellt, die am Ende in eine Sackgasse geführt hat, aber zunächst durchaus auch gangbare Wege wies. Das von der SED um die Wende 1951/1952 initiierte Nationale Aufbauwerk beispielsweise wuchs sich zu einer echten Massenbewegung aus, an der jeden Sonntag vormittag bei der Trümmerbeseitigung teilzunehmen für viele Dozenten und Studenten der PH eine Ehrensache war. Ich gestehe, jedem solchen Einsatz mit der heimlichen Freude auf das Zusammentreffen mit Edith Korth verbunden zu haben; das zweite Frühstück - die mitgebrachten Brote - nahmen wir in der Regel in einer nahen Kneipe bei einem Kaffee ein, den ihr zu spendieren mir immer nur gelang, wenn ich sie zuvor in aller Form dazu eingeladen hatte. Mit beträchtlichen Vorbehalten nahm ich jedoch die in jener Zeit massiv propagierte Losung auf, nach sowjetischem Vorbild Kunst und Kultur mit dem werktätigen Volk zu verbinden. Ich hatte im Oktober 1948 den Auftritt des Alexandrow-Ensembles der Sowjetarmee auf dem Gendarmenmarkt mit vielen Tausenden erlebt und war begeistert. Aber ich hatte im Jahr zuvor auch schon die nationalistische Verfilmung des Romans "Peter der Erste" von Aleksej Tolstoj gesehen und mich gefragt, wie nach Sergej Eisenstein und der in den 20er Jahren erreichten Höhe der Sowjetfilm derartig auf den Hund kommen konnte. Ich habe auch die ungeheuren Schinken gesehen, die uns das Haus der Kultur Unter den Linden als Muster sozialistisch-realistischer Malerei vorstellte, konzidierte ihnen vorbehaltlos höchste technische Meisterschaft, aber nach der künstlerischen Substanz suchte ich vergebens.

Vor der Übernahme sowjetischer Erfahrungen und Modelle im Schulwesen hatte ich schon in meiner Scharfenberger Zeit gewarnt; wir besaßen eine eigene in der Weimarer Zeit entwickelte fortschrittliche Tradition und hatten gerade in Berlin gegen massiven konservativen Widerstand erst vor wenigen Jahren das Einheitsschulgesetz durchgekämpft, das nicht leichtfertig preisgegeben werden durfte. Nun verbanden sich mit der Annahme des ersten Fünfjahrplans (1951- 1955) auf dem III. Parteitag natürlich hochgesteckte Qualifizierungsfragen, die auch schon damals nie auf lange Sicht, sondern in der Hoffnung auf schnelle Ergebnisse so kurzschlüssig wie möglich angegangen wurden. Demnach sollte die Berufsschulbildung aufs engste fachverbunden erfolgen, was nur gewährleistet erschien, wenn sie nicht mehr bei der Volksbildung angesiedelt blieb, sondern der Abteilung Wirtschaft beim Magistrat zugeordnet würde. Einwürfe gegen die Trennung von der PH und gegen die faktische Torpedierung des Berliner Einheitsschulgesetzes wurden als von keiner Sachkenntnis getriebene Anmaßungen abgeschmettert. Die räumliche Trennung erfolgte am 21. 4.1952 in der Weise, daß die Berufsschulbildung am alten Orte verblieb, während alles übrige nach Pankow umzog und sein neues Heim in der alten Eosanderschule, Kissingenstraße 12, fand. Ich selbst führte einiges Angefangene in der Schönfließener Straße noch zu Ende, aber zählte bereits zu den Kissingern.

Der 2. Parteikonferenz der SED, die Anfang Juli 1952 stattfinden sollte, gingen auf den unteren Ebenen Delegiertenkonferenzen voraus; die des Stadtbezirks Pankow, dem wir nunmehr angehörten, fand im Kultursaal des Betriebs Bergmann-Borsig statt. Unsere Delegation zählte etwa zehn Köpfe, fünf Frauen und fünf Männer. Dazu gehörte natürlich unser junger Parteisekretär Fritz Gericke und unser Veteran Franz Hajtai, aber auch Edith Korth und ich waren dabei. Ich traf erst gute zwei Stunden später dort ein und hatte nicht die Spur eines schlechten Gewissens. Zwar stand ich in dem nicht unbedingt guten Ruf, vereinbarte Zeiten erst auf den letzten Drücker wahrzunehmen, aber derartig grobe Verspätungen gab es bei mir sonst nicht. Ich hatte an diesem Tage früh eine Vorlesung zu halten, die ersatzlos ausgefallen wäre, wenn ich mich bei Bergmann-Borsig pünktlich eingefunden und die mehrere Hundert zählende Delegiertenkonferenz um meine Wenigkeit vermehrt hätte. Ich hatte schon bei Blume gelernt, daß jede Unterrichtsstunde dem Lehrenden die unabdingbare Pflicht auferlegte, sie rücksichtslos vor sämtlichen Störungen zu bewahren. Das hatte ich getan und war nicht im mindesten bereit, unserem "Verdienten Lehrer des Volkes" und Delegationsmitglied, der

Genossin Cläre Schürmann, zuzugeben, die Bedeutung der Delegiertenkonferenz sträflich unterschätzt zu haben. Ihr Verdikt fand nicht die Unterstützung der Delegation, was die damals noch geltende Liberalität unterstreicht. Selbst im Hinblick auf die Vorbereitung der 2. Parteikonferenz konnte unsere Delegiertenkonferenz keinerlei von mir verkannte historische Bedeutung beanspruchen, denn die These vom Aufbau des Sozialismus als der grundlegenden Aufgabe in der DDR war nicht von unten herangereift, sondern eine Überraschung Ulbrichts am 9. 7. 1952 in Berlins Werner- Seelenbinder- Halle von oben. Nach dem Konferenzende schloß sich die Mehrheit unserer Delegation Franz Hajtai an, der uns in seiner Pankower Wohnung mit verschiedenen Säften zu traktieren versprach. Es war schon spät und spürbar kalt, als wir uns auf den Heimweg machten. Herbert Spitzer, Edith Korth und ich strebten der Berliner Straße zu, wo ich jenen überreden konnte, besser den Bus zu nehmen. Edith Korth ließ es zu, daß ich ihre linke Hand in meiner rechten Manteltasche vor der Kälte schützte; aber schon am U-Bahnhof Vinnetastrasse verabschiedete sie sich ebenso herzlich wie entschlossen, weitere Ritterdienste nicht zu beanspruchen. Ich stand einigermaßen verdatert da und verfolgte ihren zielstrebigem Gang, solange sie sich noch in meinem Blickfeld bewegte. Nicht ein einziges Mal hatte sie sich nach mir umgedreht. Also stieg ich zur U-Bahn hinab, fest entschlossen, mich auf den nächsten Aufbaueinsatz zu freuen.

Im Dozentenzimmer wurde ich eines Tages zufällig Zeuge, wie Edith Korth ihre Fachkollegin Edith Springer zu einem Kaffee zu sich nach Hause einlud. Ich war bemerkenswert kühn und äußerte einen ebensolchen Kaffeedurst, der erstaunlicherweise sogar akzeptiert wurde. Wir trafen uns also zu einer festgelegten Zeit vor dem Hause und spazierten die Neumannstraße hinunter, die damals noch über weite Strecken durch Laubengelände verlief; fast geradenwegs führte sie an der Wetterseestraße vorbei, wo Edith Korth seit dem Februar 1952 in der Nr. 10 ihre eigene kleine Dreizimmerwohnung hatte, die sie mit ihren beiden Kindern und der Mutter teilte. Wir saßen in dem einzigen großen Zimmer mit Balkon. Im Verlaufe des Gesprächs erfuhr ich einige Grunddaten ihres Lebens. Der Vater ihrer Kinder war bereits in den ersten Tagen nach Ausbruch des Krieges gefallen, so daß die jüngere Tochter schon vaterlos geboren wurde. Ihre Heimat war das hinterpommersche Naugard, heute Nowogard, mit seiner weitgefaßten Umgebung. Ihr Mann Werner Korth war wie ihr Vater Gustav Schumann ein Lehrer, und ihre Mutter war eine

Lehrerstochter in der dritten Generation. Der Krieg hat Edith Korth unendliches Leid zugefügt; am Ende stand die Vertreibung. Im Mecklenburgischen begann sie 1945 ihren Neuanfang mit einer dreiwöchigen Schulhelferausbildung. Als Leiterin der von ihr aufgebauten Zentralschule in Siedenbollentin kam sie nach Berlin und trat hier am 1.9.1951 als Dozentin an der PH an. Ihr Schicksal rührte mich an, bewundernswert erschien mir ihre zupackende Tüchtigkeit, und ihr Frohsinn war ansteckend. Als ich ein andermal Edith Korth durch die Neumannstraße nach Hause begleitete, stürmten in der Wettersee-Strasse ihre beiden Mädchen auf sie zu, die deizehnjährige Astrid und die zwölfjährige Dietlinde; jedes wollte das erste bei der Mutter sein, und die Mutter strahlte. Sie herzte ein jedes und stellte mich vor: "Das ist Herr Scheel!" Jedes streckte mir die rechte Hand entgegen, und wenn ich mich nicht sehr irre, war dies mit einem kleinen Knicks verbunden, ohne daß diese Förmlichkeit auch nur im geringsten den allgemeinen Frohsinn gemindert hätte.

Es verging noch einige Zeit nach der räumlichen Trennung von der Schönfließer Straße, bis der notwendige Magistratsbeschluss am 15.5.1952 gefaßt war, um der vorgesehenen und zum Teil auch schon erfolgten Strukturveränderung die gesetzliche Grundlage zu geben. Aus der PH wurde ein Institut für Lehrerbildung, das sich auf die Ausbildung von Grundschullehrern für die Unterstufe der allgemeinbildenden Schulen konzentrierte. Für eine Didaktikerin wie Edith Korth änderte sich mit dieser neuen Aufgabenstellung im Grunde nichts Wesentliches. Sie blieb selbstverständlich in der Kissingenstraße und wuchs mit den ihr gestellten steigenden Anforderungen: 1953 wurde ihr die persönliche Verantwortung für Einrichtung und Arbeit des methodischen Kabinetts für Fragen der Unterrichts- und Erziehungsarbeit im Institut übertragen; zusammen mit drei weiteren Kollegen aus der DDR verfaßte sie die Übungsstoffe für den Deutschunterricht im vierten Schuljahr, die 1954 vom Verlag Volk und Wissen unter dem Titel "Unsere Muttersprache" als allgemein verbindliches Lehr- und Lernmittel herausgegeben wurde. Meine Situation sah da ganz anders aus, und darüber haben wir beide ausgiebig gesprochen. Angesichts der reduzierten Aufgabenstellung sah ich im Lehrerbildungsinstitut für mein Fach Geschichte keine echte Perspektive mehr. Als ständiger Schwarzhörer war ich mit den Entwicklungstendenzen an der Universität zumindest im Bereich der Geschichtswissenschaften einigermaßen vertraut. Ich wußte also um die Einsicht, eine neue Deutsche Geschichte schreiben zu müssen, und um die Absicht, aus diesem Grunde

an den drei größten Universitäten, darunter natürlich in Berlin, neue Institute zur Geschichte des Deutschen Volkes zu installieren. An einer solchen Aufgabe mitzuarbeiten, reizte mich ungemein.

Professor Dr. Heinz Kamnitzer, Leiter dieses neuen Instituts, war mir Schwarzahörer aus seinen Vorlesungen schon bekannt; er sprach interessant und ein ausgezeichnetes Deutsch. Als seine Hörerin erschien sehr oft Johanna Grotewohl, die junge Frau des Ministerpräsidenten, eine reizvolle Erscheinung mit ihren hohen Stöckelschuhen, die damals noch - ich erfuhr es sehr viel später aus ihrem Munde - einen Hochschulabschluß angestrebt hatte. Gelegentlich gewährte Kamnitzer ihr nach der Vorlesung eine kurze Privatkonsultation, wenn ein derartiger Wunsch bei ihr erkennbar war. Meine Bitte, in seinem Institut als Mitarbeiter tätig zu werden, war mir zu schwergewichtig, um sie im Stehen mit ihm zu bereden. Ich griff zum Telefon, wählte die Rufnummer des Instituts, nannte mein Anliegen und bat um einen Gesprächstermin. Auf der anderen Seite der Leitung sprach ein Köpstein, der auch sofort für Anfang Juli einen Termin mit mir aushandelte. Es war dann nicht Heinz Kamnitzer, mit dem ich verhandelte, sondern eben jener Horst Köpstein, der - ein Dutzend Jahre jünger als ich - nach Abschluß seines Geschichtsstudiums auch erst seit einigen Monaten an diesem Institut als geschäftsführender Assistent arbeitete. Er war ein angenehmer Gesprächspartner, der mich sehr bald akzeptierte und mir versicherte, daß meine Bewerbung in Kürze positiv entschieden würde. Und so geschah es dann auch. Nach meiner Kündigung bei der PH zum 15.7.1952 als Dozent begann ich meine Tätigkeit bei der Humboldt-Universität am 16.7.1952 als wissenschaftlicher Assistent beim Institut für Geschichte des deutschen Volkes.